

Inhalt

Die Entzauberung	7
Gran Tour	17
Über die Alpen!	19
Toskanische Lektionen	22
Kastiliens Wald aus Stein	30
Auf der Suche nach einer Himmelsrichtung	37
Mediterrane Kargheit	42
PIGS: Vom Sehnsuchtsort zum Schweinestall	47
Römische Familienbande	53
Padre Padrone	58
Cäsaren der Wirtschaft	65
Der spanische Mythos des Ziegelsteins	71
Barcelona: Aufbruch in der Stadt der Ankunft	71
500 Jahre Krise	87
Ende der Fiesta	90
Plaza, Forum, Agora	98
Portugal trägt Schwarz	98
Helden der Demontage	107
Die Empörten von Madrid	113
Italien wacht auf	127

Vom Denken des Südens	136
Mehr Kontext wagen	139
Max Weber und der katholische Kontrast	144
Turiner Traurigkeit	149
Krematorium an der Costa Blanca	158
Lob der Siesta	162
Der Traum von Lateineuropa	169
Gesunden am Süden	175
La Convivencia: Vom Zusammenleben der Kulturen	175
Pilgerfahrt nach Santiago	185
Kraftraum Mittelmeer	196
Vom Stolz, ein Grieche zu sein	206
Die große Wanderung	213
Miteinander reden	223
Europäisches Herz	231
Anmerkungen	243
Literatur	254

Die Entzauberung

»Und doch lässt sich allem Anschein zum Trotz ein vernünftiger Kern in all dem Irrsinn ausfindig machen.«

*Angelo Bolaffi*¹

Er hatte alles erreicht – und das in atemberaubender Geschwindigkeit: 1889 hatte er in Jura promoviert, 1892 folgte die Habilitation in Handelsrecht. Im Jahr darauf wurde er außerordentlicher Professor in Berlin. 1894 erhielt er einen Lehrstuhl für Nationalökonomie in Freiburg, 1896 in Heidelberg. Eine steile Karriere nahm ihren Lauf. Auch privat lief es hervorragend für Max Weber. 1893 heiratete er eine entfernte Cousine, Marianne Schnitger, Tochter eines Leinenfabrikanten, wohlhabend, selbst Wissenschaftlerin und Frauenrechtlerin, in jeder Hinsicht eine gute Partie. Mit Anfang dreißig war Max Weber einer der geachteten Wissenschaftler Deutschlands, die akademische Welt riss sich um den Austausch mit dem vielversprechenden jungen Professor, der dazu ansetzte, die altherwürdige, aber muffige Nationalökonomie zur modernen Sozialwissenschaft umzubauen. Was konnte ihm noch im Wege stehen? Nur sein stärkster Gegner – er selbst.

Weber arbeitet wie besessen, Tag und Nacht, »stopft sein Leben und sich voll, mit Terminen, Lektüren, Aufträgen, Arbeiten, Essen, Bier«. ² Bis zum Zusammenbruch. Im März 1898 wird bei Max Weber eine »Neurasthenie in Folge jahrelanger Überarbeitung diagnostiziert«. ³ Er kann kaum noch sprechen, geschweige denn arbeiten. »Mir vergehen beim Blick auf mein Kollegeft einfach die Sinne«, klagt er. Einer der vielversprechendsten Sozialwissenschaftler Deutschlands sitzt nur noch da und »stumpft

vor sich hin«. Sein Zustand, so heißt es, schließe »jeden geselligen Verkehr aus«. ⁴

Ein klarer Burn-out, wie man heute sagen würde.

Max Weber verbringt Monate in Sanatorien und auf Kuren. Er wird therapiert mit frischer Luft, Ruhe, Hypnose, Alkoholverbot, Gymnastik, Tiefenatmung, Veronal, Heroin, Ermunterung zum Geschlechtsverkehr, wie sein Biograph Jürgen Kaube schreibt. ⁵ Doch nichts hilft, um ihn aus dem »Nervenbankrott« herauszuholen. Bis er sich zu einer folgenreichen Entscheidung durchringt. Weber beschließt, es in Italien zu versuchen, wo schon Johann Wolfgang Goethe lebenslange »Leitung, Fördernis« und geistige Heilung gesucht hatte. ⁶ In Rom, so Max Webers Hoffnung, könne auch er »Krankheit und Erdschwere versenken in das gewaltige Meer der Eindrücke«. Der Kranke reist über die Alpen, nimmt über Monate Quartier in Rom, diskutiert mit Einheimischen, treibt sich in Künstlerkneipen und Archiven herum. Und siehe da: Jetzt, da ihn »die sonnenumflossene Daseinsfreude des Südens« ⁷ umweht, geht es ihm spürbar besser.

Ein Entschluss beginnt zu reifen: Er gibt die Hochschulkarriere auf und wird sozusagen Privatgelehrter. Aber nicht nur, dass Rom ihm Erholung, Muße und Abstand zu seiner bedrückenden Heidelberger Studierstube verschafft, das Ambiente gibt ihm auch neue Kraft für eine Aufgabe, die seine größte werden soll. »Als Weber allmählich aus diesen Qualen wieder herauskommt (...), beginnt fast schlagartig jene Produktion, die ihn berühmt machen wird.« ⁸ Das nun entstehende Werk wird den Titel *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* tragen und die Sozialforschung revolutionieren. Noch heute wird es häufiger zitiert als jedes andere, wenn es darum geht, die krankmachenden Mechanismen einer Wirtschaftsweise zu beschreiben, die das Prinzip der Gewinnanhäufung zum Selbstzweck erhoben hat.

War es ein Zufall, dass Max Weber sein Hauptwerk in Italien konzipierte? Viele seiner Biographen deuten an: wohl nicht. »In Italien hatte er eine Lebensweise kennengelernt, die diesen Druck zu negieren wusste und den Menschen unabhängig von

seiner beruflichen Leistung beurteilte«, stellt etwa Silke Schmitt fest, die Webers Rom-Aufenthalt erforscht hat. »Hier wurde ihm eine weitere Option aufgezeigt, als Gegenteil zur Berufsethik, die er selber gelebt hatte und deren Folgen er in Rom auskurieren musste.«⁹

Jahrhundertlang war der Süden unsere Labsal, unsere Erholung, unsere Inspiration, unsere Zuflucht vor uns selbst und unserer Arbeitswut. Doch seit wir durch den Euro in einer Familie mit dem Süden leben, mögen wir ihn nicht mehr. Die Europäer haben wieder gelernt, sich zu hassen, konstatiert der italienische Politologe und Deutschland-Kenner Angelo Bolaffi.¹⁰ Die neue Währung hat, anstatt uns zu vereinen, eine Bruchlinie durch Europa gezogen: Die Mittelmeerregion ist vom Sehnsuchtsziel zur Krisenmetapher herabgesunken. Die Sonntagsreden zur Euro-Einführung, die Griechenland als Wiege der Demokratie und Italien als Geburtsort der Renaissance priesen, waren noch nicht verklungen, da wurde das feierliche Gesäusel schon übertönt vom Hetzgeschrei: Nördliche Schlagzeilerei über »faule Südländer« lieferte sich publizistische Scharmützel mit südlichen Karikaturen von Angela Merkel mit Hitler-Bärtchen. Die Mexikanisierung Südeuropas, die dankliche Abtrennung eines vermeintlich rückständigen von einem prosperierenden Teil des Kontinents, ist seitdem in vollem Gange. Im Krisenjahr 2012 wurde in der deutschen Presse bereits der baldige »Abschied vom Süden« verkündet, der wohl unrettbar verloren sei.¹¹ Tröstlich, dass sich auch die kundigsten Propheten manchmal irren.

Vielleicht hätte man beizeiten auf einen früheren Propheten der europäischen Einigung hören sollen: Als der französische Außenminister Robert Schuman 1950 in einer Rede die Schaffung einer Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl vorschlug, die der Vorläufer der Europäischen Union werden sollte, sagte er: »Europa lässt sich nicht mit einem Schlage herstellen und auch nicht durch eine einfache Zusammenfassung. Es wird durch konkrete Tatsachen entstehen, die zunächst eine Solidarität der Tat schaffen.«¹² Als sich fünfzig Jahre später die Euro-Län-

der zur Währungsunion zusammenschlossen, taten sie jedoch genau das, wovor Schuman gewarnt hatte: Sie schufen eine »einfache Zusammenfassung«, eine Ballung unterschiedlicher, teils konträrer Lebens-, Werte- und Wirtschaftssysteme, ohne sie einer genaueren Analyse unterzogen zu haben. Die gemeinsame Währung, der Konsum würden uns schon alle bald gleichmachen, so die Hoffnung.

Doch es kam anders. »Heute ist man sich weitgehend einig, dass die Entscheidung, den Euro entsprechend der im Vertrag von Maastricht vorgesehenen Fristen und Bedingungen einzuführen, eine Art Gründungsfehler darstellt (...)«, schreibt der Politologe Bolaffi.¹³ Allerdings sei es – nicht zuletzt angesichts der durch die deutsche Einheit entstandenen Dynamik in Europa – wahrscheinlich unvermeidlich gewesen, diesen Fehler zu begehen. Und schien der Euro nicht tatsächlich die Bedürfnisse aller zu befriedigen? Die Länder, die bis dato mit Deutschland nur durch dauernde Abwertung ihrer Währungen konkurrieren konnten, erhofften sich einen raschen Aufschwung. Deutschland wiederum durfte eine Stärkung seines Exports erwarten. In den ersten Jahren nach der Euro-Einführung 2002 schienen sich die Hoffnungen zu erfüllen: Die Südländer profitierten von niedrigen Zinsen, ein mächtiger Kapitalfluss von Nord nach Süd setzte ein, an dem auch deutsche Banken prächtig verdienten. Der Süden gab das Geld für die Erneuerung seiner Infrastruktur und die Anpassung seiner Sozialsysteme an nord- und mitteleuropäische Standards aus; das war im Norden auch so gewünscht, denn man wollte ja einen gemeinsamen Wirtschaftsraum mit gleichartigen Lebensbedingungen und starken Konsumenten.

Doch dann schoss der Süden in seinem Erneuerungswillen über das Ziel hinaus und kollabierte, während Deutschland immer stärker wurde. Es hätte vielleicht gutgehen können, wenn der Süden mehr Zeit gehabt und der internationale Finanzkapitalismus ihn nicht gleichzeitig als schlachtbares Opfer ausgemacht hätte. Während Hedgefonds gegen ganze Volkswirtschaften zu spekulieren begannen, setzte für die Menschen im Norden

wie im Süden das große Leiden ein: Die Südländer mussten nach einem flüchtigen Boom alles Aufgebaute wieder in Grund und Boden sparen. Und der Norden fühlte sich als Zahlmeister, weil er für die fälligen Notkredite bürgen musste, die wenigstens den Mindeststandard retten sollten. Und ist es nicht wirklich viel verlangt, ja empörend, wenn deutsche Steuerzahler für die windigen Immobiliengeschäfte spanischer Banken eintreten sollen, die eine Spekulationsblase aufpumpten, die platzen musste? Ja, es ist empörend, aber niemand, der den Süden vorher kannte, wird abstreiten, dass solche Entwicklungen voraussehbar waren. Man hätte rechtzeitig wirksamere Ventile installieren können, anstatt wie besinnungslos Geld in ein Fass ohne Boden zu pumpen. Dafür aber hätte es einer intensiven Auseinandersetzung mit den sozialen und wirtschaftlichen Mechanismen des Südens bedurft.

Die Länder, die nun auf Hilfe bei der Lösung ihrer Finanzprobleme angewiesen sind, waren bis in die 1960er Jahre arm. Anders als in der nördlichen Verklärung war das Leben im Süden nie leicht. Die Städte waren eng und grau, das flache Land verkarstet und verlassen, die von Diktaturen ererbte Bürokratie marode, die Wirtschaft immobil und patriarchalisch strukturiert. Das Wachstum um die Jahrtausendwende war buchstäblich auf Sand gebaut. Der französische Historiker Fernand Braudel hat lange vor der Euro-Krise festgestellt, dass der Mittelmeerraum mit seinen ererbten agrarischen Patronagestrukturen eine »verlockende Beute für diesen Kapitalismus mit seiner jugendlichen Kraft und seinen scharfen Zähnen« sei.¹⁴

Der Süden hat sich in seinem Erneuerungswillen einem hastigen Prozess der Vernordung unterzogen. Spanien erklärte die Siesta zum Museumsstück, Griechen, Italiener und Portugiesen ergaben sich einem durchgetakteten Lebensstil zwischen Computerarbeitsplatz und Neubauwohnung. Doch hinter den modernen Fassaden lebten die alten, undynamischen und patriarchalischen Wirtschaftsmodelle fort. Liegt die Rettung nun darin, dass die Länder des Südens noch schneller zu der puritanischen As-

kesemoral erzogen werden, deren krankmachende Dogmen Max Weber beschrieben hat? Glaubt man den Vorbetern aus Berlin und Brüssel, dann ist diese Lektion »alternativlos«. Tatsächlich sind im Süden mehr Menschen bereit, über sich zu reflektieren und überkommene Strukturen zu reformieren, als man nördlich der Alpen Norden glaubt. Doch sie pochen darauf, dass dabei ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Lebensgewohnheiten berücksichtigt werden. Es ist ein Postulat, das der katalanische Journalist Enric Juliana in eine Forderung an einheimische und ausländische Politiker gekleidet hat: »Ich akzeptiere die Härte der Zeiten, aber demütigt mich nicht!«¹⁵

Das Brüsseler Direktorium, wie Juliana es nennt, schert sich um solche Stilfragen nicht. Im blindwütigen Glauben an die Mechanismen des Marktes erheben Brüssel und Berlin radikale politische Forderungen und deklarieren sie als wissenschaftliche Wahrheit, der sich jedwede humanitäre Erwägung unterzuordnen habe: Man müsse den Arbeitsmarkt und das Rentensystem umbauen, sparen, sparen, sparen, den Kündigungsschutz aufheben, die öffentlichen Investitionen stoppen, kurz: das Erreichte opfern – dann werde alles wieder gut, so die Botschaft der Troika aus Internationalem Währungsfonds, Europäischer Zentralbank und EU-Kommission. Sie wird dabei sekundiert von Medien aus dem Norden, die den Euro zur Besserungsanstalt der Nationen erklärt haben.¹⁶ Beide machen dabei einen verhängnisvollen Fehler. Sie verkennen, dass man jahrhundertlang gewachsene Systeme nicht von heute auf morgen umbaut. Und sie verkennen, dass der Umbau, wenn überhaupt, nur in einem dialogischen Prozess bewerkstelligt werden kann, der auf einem Mindestmaß an Empathie fußt und das Wertesystem und die historischen Rahmenbedingungen der zu Reformierenden einbezieht.

Das beginnt schon damit, dass, wer im Süden reüssieren will, sich der mediterranen Tradition von *forum*, *agora* und *plaza* stellen muss. Politik muss sich dort noch viel stärker als im Norden im öffentlichen Raum verständlich machen, rhetorisches Profil

zeigen – und dazu, das weiß man seit Cicero, gehört es, sich mit dem Wesen dessen, den man überzeugen will, intensiv auseinandersetzen. Der mantrahaft vorgetragene Verweis auf das Vorbild Deutschland genügt nicht. Er zeugt vielmehr von einem besorgniserregenden Mangel an Einsicht in die simple Tatsache, dass Griechenland, Spanien, Italien oder Portugal nun mal nicht Deutschland sind.

Wie aber sind sie? Sind sie wirklich nur ökonomische Katastrophenfälle? Kann man über Jahrtausende gewachsene Kulturen auf ihre *Performance* an den Finanzmärkten reduzieren? Oder können ihre Werte und ihre Lebensvorstellungen nicht sogar das Ihre dazu beitragen, Europas Burn-out zu überwinden? Traurig genug, dass man im Europa des 21. Jahrhunderts überhaupt noch daran erinnern muss: an die wissenschaftliche Tradition Italiens von Galileo Galilei bis Leonardo da Vinci; daran, dass Portugal und Spanien lebendige Demokratien sind, die sich aus eigener Kraft und ohne Invasion in den 1970er Jahren von ihren Diktaturen befreit haben; daran, dass uns hellenische Gelassenheit noch bis vor kurzem als therapeutisches Gegenmodell zu selbstausbeuterischer Getriebenheit gepriesen wurde. Ja, aber die Wirtschaft? Glaubt man Max Webers Kollegen Werner Sombart, dann hat der Mittelmeerraum den Kapitalismus sogar erfunden.¹⁷ Es war jedoch ein anderer Kapitalismus als der, den uns später die Puritaner lehrten. Es war die wertebewusste Patrizierwirtschaft der vorindustriellen Epoche, ein Kapitalismus, der nicht an Geldanhäufung als Selbstzweck interessiert war, sondern Baudenkmäler und Städte hinterließ, durch die wir heute so kulturbeflissen schlendern, wenn wir uns gerade mal wieder vom Geldanhäufen erholen.

Und mehr noch: Der Mittelmeerraum mit seinem historischen Netz von Hafen- und Handelsstädten, seiner segensreichen Vermischung von Kulturen und Talenten, hat die Mechanismen der Globalisierung im Kleinen vorweggenommen. Und er hat eine Lehre hinterlassen: Die Mittelmeerbewohner verstanden es, die kulturelle Vielfalt zum ökonomischen Vorteil zu nutzen, anstatt

nach Einebnung zu streben wie die Apple- und Google-Globalisierung. Es war die *convivencia*, das Prinzip des Zusammenlebens in der Vielfalt, das es der Welt des Mittelmeeres ermöglicht hat, die »wichtigsten Übersetzungsleistungen der europäischen und der Weltkultur« zu erbringen, wie der Politologe und Kulturwissenschaftler Claus Leggewie feststellt.¹⁸ Die *convivencia* ist die Seele des Mittelmeerraums geblieben, allen historischen Irrtümern und Angriffen zum Trotz. Sie lebt fort in Ländern, denen Rassismus grundsätzlich wesensfremd ist und die binnen weniger Jahre die Wandlung von Auswanderungs- zu Einwanderungsgesellschaften und zurück bewältigen mussten. Sie haben das überwiegend mit einer Integrationsfähigkeit bewerkstelligt, von der der Norden mit seiner anscheinend unausrottbaren Seuche der Fremdenfeindlichkeit nur lernen kann.

Gleichzeitig hat das soziale Gefüge des Südens einer Wirtschaftskrise standgehalten, die man sich in Deutschland nicht ausmalen mag. Was wäre hier los, gäbe es zwischen 40 und 50 Prozent Jugendarbeitslosigkeit? In Spanien, Italien, Griechenland oder Portugal protestieren die Menschen, vor allem die jungen, gegen Krisenrezepte, die ihnen alle Chancen zu nehmen scheinen – aber sie tun es in ihrer großen Mehrzahl mit Respekt für die demokratischen Institutionen. Diese Jugend ist entgegen einer häufig nachgebeteten Formel alles andere als eine verlorene Generation. Sie ist mobil, wissbegierig, umgänglich, gebildet, sozial hochkompetent. Sie wartet auf den Impuls, den sie braucht, um sich auch ökonomisch zu entfalten. Schwäbische Ingenieurbetriebe wissen das längst besser als die Politik. Sie heuern gut ausgebildete Griechen, Portugiesen, Italiener und Spanier an, die nicht nur gute Ingenieure sind, sondern Brücken bauen zu den Welten, aus denen sie kommen.

Diese junge Generation des Südens weiß auch – nicht zuletzt aus der Erfahrung durch die Krise –, dass zwischenmenschliche Solidarität und Familienzusammenhalt das soziale Gefüge letztlich besser stützen als individueller Erfolg und die biegsamen Versprechen staatlicher Institutionen, auf die der Norden sein

Gemeinwesen aufgebaut hat. Dies gilt vor allem in einer Zeit, in der der neoliberale Welttrend das Versprechen einer institutionellen Wohlfahrt mehr und mehr aushöhlt. Möglich, dass man sich bald im Norden auf den von Robert Schuman postulierten, sehr südlichen Wert der »Solidarität der Tat« wird besinnen müssen.

Doch durch die Euro-Krise erscheint der Süden wie gelähmt, er ist sich seines eigenen Potenzials nicht recht bewusst. Die Forderung an das geeinte Europa muss daher lauten, dieses Potenzial zu neuem Leben zu erwecken – durch Impulse und Anleitung, einerseits; und andererseits, indem man Ambivalenzen akzeptiert, den Süden in seinem Anderssein annimmt. In einem hat der Italiener Bolaffi zweifellos recht: »Die Einheit Europas herzustellen ist weitaus schwieriger, als Hass und Ressentiments unter den Völkern zu schüren.«¹⁹ Doch paradoxerweise bietet genau der Konflikt die besten Voraussetzungen, Fortschritte auf dem Weg zur Einheit zu erzielen. Denn: Der Euro hat die »betulichen Rituale« Europas durcheinandergewirbelt.²⁰ In den 1990er Jahren, zu Zeiten der Toskana-Fraktion, als der Euro vorbereitet wurde, galt man schon als Kenner der mediterranen Welt, wenn man den Unterschied zwischen Rosso und Brunello di Montalcino benennen konnte. Die Krise hat Europa zu einer weit grundlegenderen Auseinandersetzung mit sich selbst gezwungen, die auf vielfältigen Foren stattfindet: über die digitalen Kanäle, beim Protest vor den Pleitebanken, im Billigflieger, wo spanische Akademiker neben deutschen Pauschaltouristen sitzen; in den Büros in Schwäbisch-Hall, wo deutsche und portugiesische Ingenieure an gemeinsamen Projekten tüfteln; und über jene neue kämpferische, spannende und zänkische europäische Innenpolitik, deren Entstehen wir beiwohnen. Das gemeinsame Ringen um Werte und Wirtschaftsformen, um einen europäischen »Gesellschaftsvertrag«, wie ihn Claus Leggewie fordert,²¹ hat längst begonnen.

Dieses Buch soll einen Beitrag dazu leisten. Es lässt Philosophen und Politiker, Manager und Migranten, Schuhputzer und

Wissenschaftler, Gescheiterte und Erfolgreiche, Demonstranten und Blogger, Mütter und Töchter, Fürsprecher und Kritiker des Südens zu Wort kommen und ein wenig auch mich selbst in meinen Rollen als Student und als Reisender, als Journalist und als Pilger, als Malocher und als Müßiggänger, als Suchender und als Findender. Das Buch ist das Zwischenergebnis einer lebenslangen Reise von Adrianopel bis Santiago de Compostela, von Bilbao bis Dubrovnik. Ich habe im Süden gelebt und geliebt, geschuftet und gefaulenzt, geschwitzt und gefroren, ich habe Euphorie und Enttäuschung erlebt, doch ein Grundgefühl hat alle Höhen und Tiefen überdauert: das Gefühl, als Mensch angenommen zu werden, unabhängig von der beruflichen Rolle oder Lebenssituation. Es ist diese mediterrane Humanität und ihre integrative Kraft, die Europa in seinem Ringen um einen neuen Gesellschaftsvertrag so dringend braucht.